Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 49

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Schluss]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644603

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 8. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder Spitalgasse 24, Bern

Melancholie der Zeit.

Von Emil Wiedmer.

So blaß und kläglich war noch nie
Der Sterne, Monde und der Sonne Scheinen.
Es ist, als müßten ihre matten Augen auch
Das tiefe Elend dieser armen Welt beweinen.

So schreckhaft bebte mir noch nie das Herz,
Wie vor der Nacht in unsern Tagen.
Es ist als hätt' in ihrem Schoß
Die Grabesfinsternis ihr Lager aufgeschlagen.

So schmerzhaft hat der Wind noch nie geweint,
Wenn er an uns're abendlichen Fenster fällt.
Es ist, als trüge er in seinem Weh'n
Das Weinen aller Mütter dieser Welt.

(Aus der Sammlung „Lyrische Bekenntnisse" Verlag Rascher & Cie. Zürich.)

Er und Sie und das Paradies.

35

Roman von Lisa Wenger.

Martins Herz klopfte, als die ganz in Schwarz gekleidete alte Freundin eintrat mit ihrem zarten und milden Gesicht. Lange hielt sie Martin umfaßt. Sie weinte.

Dann erzählte sie von Cesare und von seinen köstlichen Aufzeichnungen und davon, wie hoch er Martin darin stelle und wie viel, sehr viel er ihm gewesen.

„Ihr Eintreten in sein Leben ist ihm ein großes Geschenk gewesen," schloß Sorella. Dann sah sie sich um. Und dann fragte sie nach seinem Aufenthalt in Sinn, nach den innern Motiven seiner Tat, die ihn hier gefangen hielt. Aus seinen Worten fühlte Sorella heraus, daß es ein Sühneakt gewesen. Von sich und ihrem Leben redete sie nicht. Nur von Hate. Es sei, als ob eine Lilie neben ihr blühe, voll Schönheit und Duft. Alle Tage sei sie neu, doch stets dieselbe. Martin hörte zu. So still und glücklich war ihm seit langer, langer Zeit nicht zumut gewesen. Er fragte auch endlich nach Lis.

Sie sei in die Stadt zurückgekehrt, erzählte Sorella. Ohne den, mit dem sie geflohen, aber schöner als je, wie die Leute sagten. Der Direktor Hellebecke nehme sich ihrer besonders an. Mit ihrer Freundin Mary sei sie ein Herz und eine Seele und deren Mann sei der Dritte im Bunde. Schon nenne ihn Fama Hellebeckes Erben.

Schweigend hörte Martin den Bericht an. Eine Weile redete keines von ihnen, dann raffte er sich auf und deutete auf die Straße.

„Ich habe in Sinn geglaubt, ich sei weit von den Menschen weg. Was waren Berg und Tal gegen den Abgrund, der mich hier von ihnen trennt?"

„Zieht es Sie zu ihnen? Vermissen Sie sie?" fragte Sorella.

„Ach nein. Ich sehe ihrem Treiben zu als gehörte ich nicht zu ihnen. Fast als sei ich ein Abgeschiedener. Und doch habe ich Stunden, in denen ich beinahe mit Qual nach ihnen verlange. Ich möchte nur einen einzigen Abend durch die Straßen mit den roten und weißen Lichtern gehen, möchte um mich lachen und rufen hören, möchte Frauenkleider rauschen hören, einen Fuhrmann fluchen hören oder einen Buben toben und kreischen. Sorella, das Leben ist eine starke Sache, eine Faust, die einen hält, auch dann, wenn man sich ihrer erwehren möchte."

Möchten Sie das, Martin?"

„Jetzt nicht mehr, Sorella. Und Ihre Gegenwart sagt es mir und zeigt es mir, daß das Leben mir noch vieles aufhebt." Plötzlich sagte Sorella: „Möchten Sie Hate sehen? Sie ist hier." Martin fuhr auf.

„Hate ist da? Das würde mich sehr freuen, sie zu sehen. Und das sagen Sie mir erst jetzt, Sorella?"

„Es ist ja noch früh genug," lächelte sie. „Ich werde mich beim Direktor erkundigen, wann sie Sie besuchen darf."

„Morgen? Hoffentlich morgen. Ein solch heller Schein soll in meine Zelle fallen?" murmelte er träumerisch.

Auf der Straße flammte ein Licht nach dem andern auf. In allen bunten Farben leuchtete es Gaß auf und ab. Ein leichter Nebel verschleierte das Allzugrelle und gab der nüchternen Straße etwas Märchenhaftes, Fremdes. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß, der Wärter erschien und Sorella nahm Abschied.

„Ich warte daheim auf Sie," tröstete sie Martin.

„Gütige," sagte er und küßte ihre Hand. Er sah ihr nach, als sie unten die Straße entlang ging. Ehe sie in den nebligen Schleiern verschwand, drehte sie sich um, als fiele ihr plötzlich ein, daß Martin sie sehen könne. Er preßte die Stirne an die Scheiben und sie winkte mit der Hand. Es stiegen ihr Tränen in die Augen, denn seit dem Tode Cesares war sie weichmütig geworden. Aber die Tränen galten ebensosehr der Freude, Martin ruhig und fast gleichmütig gefunden zu haben. Es lag etwas Abgeklärtes über ihm, der leise Glanz überwundenen Leides glänzte in seinen Augen.

Hate kam. Hell und schmal glitt sie hinter dem Gefangenenwärter in Martins Zelle. Sie mochte nicht aufsehen. Es bedrückte sie, ihn da zu finden, und sie fand kaum Worte, ihn zu begrüßen.

„Sie gehören nicht da hinein," sagte sie endlich. Er streckte ihr seine Hände entgegen.

„O doch," sagte er lächelnd. „Sonst wäre ich wohl nicht hier." In ihrem langen, weißen Kleid sah Hate sehr schön aus. Das vollendete Oval ihres Gesichts und die tiefen schwarzen Augen erinnerten ihn immer wieder an ein Bild, das er irgendwo gesehen und das er nicht finden konnte. Keines von beiden wußte etwas zu sagen. Das Allertiefste wäre das Natürlichste gewesen, und doch fiel ihnen nur Oberflächliches ein.

„Meister," sagte Hate endlich und stockte.

„Hate?"

„Ich habe Ihnen etwas sagen wollen." Sie legte ihre Handflächen nach ihrer Gewohnheit aneinander. Ihr weißes Gesicht färbte sich dunkelrot. „Es ist viel über sie gegangen," sagte sie ganz leis. „Ich weiß nicht, ob das alles es vermocht hat, Sie zu demütigen. Ich weiß nicht, wie schwer Sie an allem getragen und ob — ob Ihr Selbstgefühl gelitten hat, meine ich." Sie stockte, purpurübergossen.

„Bitte, Hate, reden Sie weiter."

„Ich habe gedacht, Sie hätten vielleicht vergessen, wer Sie sind und wie hoch sie stehen, und da habe ich Sie daran erinnern wollen und Ihnen sagen, daß ich Sie verehre und liebe." Sie trat einen Schritt zurück. „Sie sollen mir nicht antworten, Meister. Ich weiß, was Sie antworten würden, täten Sie es. Ich kann mich aber darum nicht kümmern, denn ich kann nichts für Sie tun als das. Ich bin ja nur Hate, aber jedes Menschenherz ist eine Kostbarkeit."

„Hate," sagte Martin sehr bewegt. „Wenn ich doch diese Kostbarkeit nehmen und bergen dürfte. Ich weiß, daß Ihre Liebe ein Edelstein ist, den ich mit Freuden mir verdienen möchte. Aber — Hate — Sie sind so wahr, und ich will nicht lügen — ich habe Lis immer noch nicht vergessen." Hate sah ihn mit ihren großen Augen an.

„Das weiß ich," sagte sie einfach. „Ich wollte Ihnen ein Geschenk machen und wußte kein besseres." Martin nahm ihre Hand und strich zart darüber.

„Ich danke Ihnen für das Geschenk," sagte er. „Es ist wohl das größte, das mir in meinem Leben geboten wurde." Darauf schwiegen sie. Nachher ließ sich Hate erzählen, aber sie antwortete wenig. Es entstanden oft große Pausen. Martin sah glücklich auf Hate. Es war so seltsam, daß ein so schönes und so edles Menschengebilde ihm gegenüber saß in seiner armseligen Zelle, auf dem hölzernen Stuhl. Die Falten ihres weißen Tuchkleides flossen schön und lang an ihr herab und ihre schwarzen Haare glänzten.

„Wie schön ist sie," dachte Martin. „Sie hat Hände, denen man ein großes Gut anvertrauen könnte. Hände, die ein Heiligtum zu tragen wüßten, Hände, die nichts begehren, Hände, die es gewohnt sind, zu geben." Es lockte ihn, diese Hände zu fassen und in den seinen zu halten.

„Es hat doch nicht recht," sagte er unvermutet. „Wer?" fragte Hate. Martin lächelte.

„Das Lied. Ich bin nicht allein. Zu einer Zeit, da ich so ganz einsam bin, kommen Sie und helfen mir. Ich danke Ihnen so sehr, Hate." Sie lächelte freudig, aber sie schwieg. Man hörte die Schritte des Wärters.

„Ich muß gehen," sagte Hate. Sie nickte ganz wenig zum Abschied und wandte sich. Die Türe war langsam aufgegangen, behutsam, als ob der Wärter ein zartes Beisammensein nicht stören wollte.

„Leben Sie wohl, Meister," sagte Hate mit ihrer weichen, warmen Stimme.

„Wie dunkel wird meine Zelle sein, wenn Sie fort sind, Hate." Sie schwieg. „Ich danke Ihnen, daß Sie kamen." Es preßte Martin das Herz zusammen, als die helle, weiße Gestalt verschwand. Er ging ans Fenster, öffnete es und sah auf die Straße hinunter.

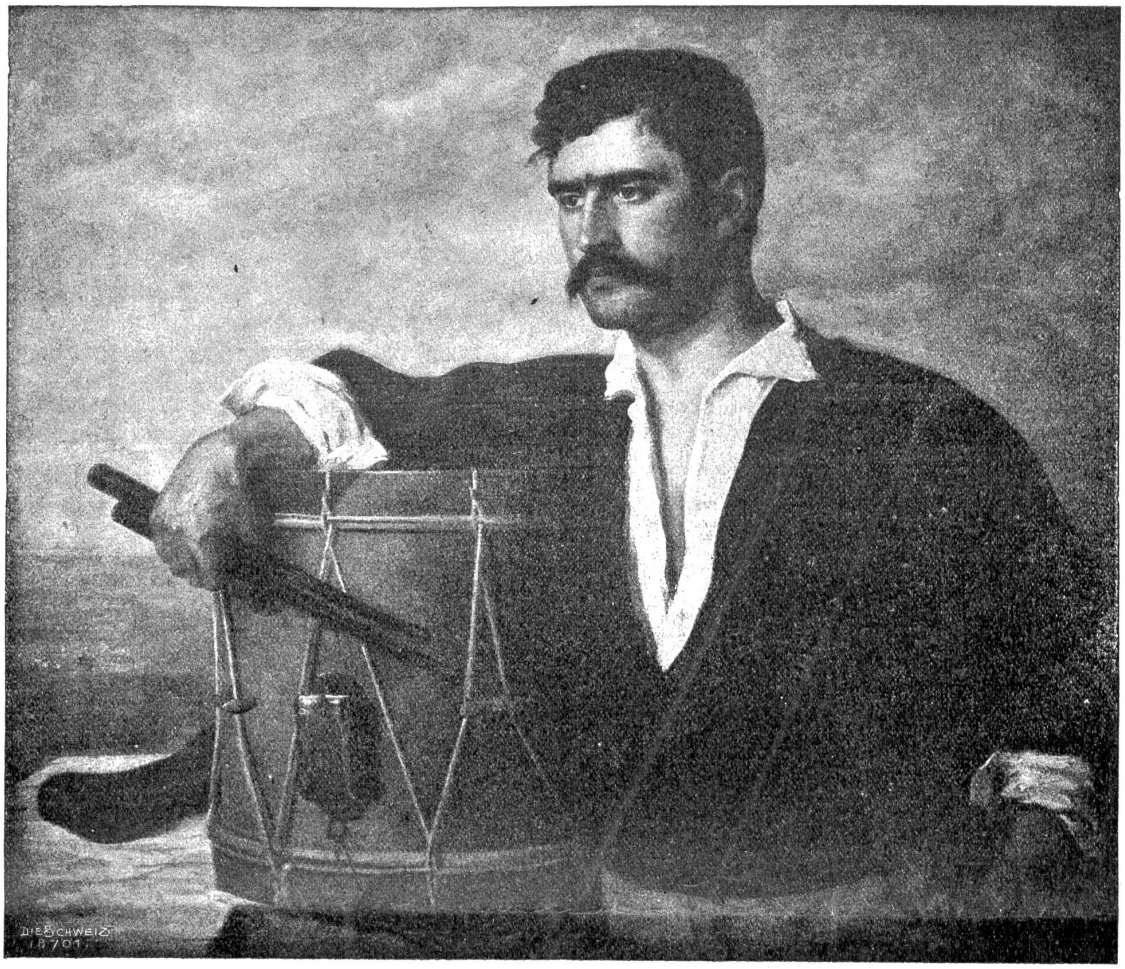
Dort ging sie, glitt sie, und die Leute drehten sich nach ihr um.

„Hate," rief Martin leise, aber sie hörte ihn nicht. Sie sah nicht mehr hinauf und hielt den Kopf gesenkt. Mit einem Seufzer drehte sich Martin um.

An nächsten Morgen aber schien der helle Tag in seine Zelle. Ein lachender Sonnenstrahl suchte in allen Ecken nach Freude, Martins Augen waren hell, alle Augenblicke leuchteten sie auf. In seinem Herzen frohlockte es und zum erstenmal nach seiner Flucht aus der Stadt sang er vor sich hin und sang zuletzt sein Lied laut zu Ende. Es war ein Danklied, das die kahlen vier Mauern hörten, ein Triumphlied, daß Sorella ihn ehrte und Hate ihn lieb hatte.

Freudige Gedanken kamen und gingen und beglückten ihn. Ihm war, als ob er es jemand erzählen müsse, was ihm geschehen, er hätte es in die Menge hinausrufen mögen, daß er froh und glücklich sei. Und plötzlich, als sein Blick auf das reine, weiße Papier und die Feder auf seinen Tisch fiel, gelüstete es ihn, niederzuschreiben, was ihn bewegte. Linie um Linie erstand und Vers um Vers glückte ihm. Nach einer kurzen Stunde stand er auf, hochatmend, mit glänzenden Augen, dankbar und wie erlöst, denn nach langer, langer Zeit floß ihm das Brünnlein der Poesie wieder und schwemmte schwere und schwarze Gedanken weg und machte seine Seele leicht.

Kein Tag verging, an dem ihm nicht ein paar Strophen einfielen. Die kurzen Lieder, die er da hinschrieb, waren alle aus seinem innersten Erleben heraus entstanden. Er



Jakob Welti: Der Trommler.

empfand ein körperliches Glück, er meinte oft, fliegen zu können, allem Irdischen entrückt zu sein. Und sprachen diese Verse auch von viel Leid, Enttäuschung und Schmerz, waren sie auch tief ernst, oft schwer, konnte man aus ihnen Verzicht, Entbehren und Ergebung lesen, so brachten sie dem Schaffenden tiefste Befriedigung und Freude.

Er konnte nicht anders, er mußte seine Gedichte Hate senden. „Lieder eines Gefangenen" schrieb er auf die erste Seite.

Tagelang freute er sich, während er abschrieb, auf ihr Urteil. Tagelang malte er sich aus, was sie denken, sagen, schreiben würde. Ob sie die Verse verstehen würde? Ob sie es fühlen würde, welche Erlösung es für ihn gewesen, daß er sie hatte schreiben können? Ein Frühling nach langem Winter, ein glücklich plätscherndes Bächlein, das vereist und gefangen gewesen? Eine gebundene Seele, die sich endlich wieder der Freiheit freuen durfte.

Es dauerte lange, bis der Brief kam, der ihm die Antwort auf alle seine Fragen brachte. Seine Hand zitterte, als er ihn auf den Tisch legte, plötzlich ängstlich geworden, unsicher, wie seine Lieder gewirkt haben mochten, bange, sie möchten nicht das Echo gefunden haben, das er erwartet. Er setzte sich an das Fenster und nahm den Brief nicht auf. Weil aber in diesem Augenblick die Sonne fröhlich zitternd darauffiel, hielt er es für ein gutes Zeichen und öffnete ihn dennoch.

„Meister, ich bin so glücklich, daß Sie mir Ihre Lieder geschickt. Sie kamen wie Frühlingsvögelein und wollten mir erzählen von aufbrechenden Veilchen und hellem, grünem Gras. Als ich den dicken, verheißungsvollen Brief aufmachte und sah, daß er Verse enthielt, hätte ich vor Glück lachen mögen. Er ist frei, erlöst, dachte ich. Er hat abgeschüttelt, was ihn bedrückt hat, es liegt hinter ihm, was gewesen. Ich habe den Brief genommen und bin hinausgegangen ins Freie, bin den See entlang gegangen und habe mir die Möven um Kopf und Schultern fliegen lassen, denn ich wollte voll frischer Luft und Sonne sein, wenn ich Ihre Gedichte las. Und nach einer Stunde bin ich nach Hause gekommen und habe die Verse gelesen.

„Schön sind sie. Aber, Meister, nicht alle sind Sonnenkinder. Ich habe mich fast gefürchtet vor der Qual, die da zu mir sprach. Ich habe wohl gefühlt, daß Sie sich das Dunkle, das Traurige, das Drückende von der Seele geschrieben, aber Frühlingslieder sind es nicht geworden. Fledermäuse, Nachtvögel, Geister der Dunkelheit haben Sie in die Worte gebannt, die Sie mir sandten. Lieder eines Gefangenen! Sie haben recht. Eines Gefangenen im doppelten Sinn. Alles in Ihnen hängt an der Vergangenheit. Ihr Fühlen und Ihr ganzes Denken ist an das Gewesene, das Erlebte gebunden. Aber vielleicht — wie würde es mich glücklich machen — waren die Verse das Tor, durch das

Die Kathedrale von St. Quentin vor dem Brande.

Sie zur Freiheit eingingen. Ich glaube es fast. Das letzte Liedlein sagt es mir. Wann werde ich die „Lieder eines Freien" lesen dürfen? . . ." Die Sonne war weitergeglitten, ihre Strahlen erfreuten den nächsten armen Gefangenen. Aber Martin war es, als scheine sie noch in seine Zelle. Das frohe Gefühl, das ihn begleitet, seit er die ersten Linien geschrieben, verließ ihn nicht mehr.

Hate hatte recht, er hatte sich freigeschrieben. Er hatte den langen Kampf beendet, den er schon gekämpft, als er sich noch glücklich glaubte. Er war unterlegen. Im Unterliegen aber siegte er, das erkannte er jetzt. Was ihn gebunden, war verflattert. Er hatte sich, während er schrieb, losgemacht von einer Liebe, die längst ein Schemen war, an der das Band, das ihn mit seiner Jugend, seiner Kindheit, mit Wald und Feld verwob, das stärkste war. Nun war das Band zerrissen und staunend fühlte er, daß er in Freiheit atmete.

Reich und immer neu quoll es empor. Das Werden wollte nicht enden. Er freute sich auf jeden neuen Morgen, der ihm neue Freude brachte.

Und eines Tages hielt Hate ein weißes Paket in ihren schmalen Händen. Es fiel ein Heft aus den Hüllen. „Lieder eines Freien" stand auf der ersten Seite. „Hate gewidmet."

Da glänzten Hates Augen so, daß ihr weißes Gesicht aussah, als sei es in Glück getaucht.

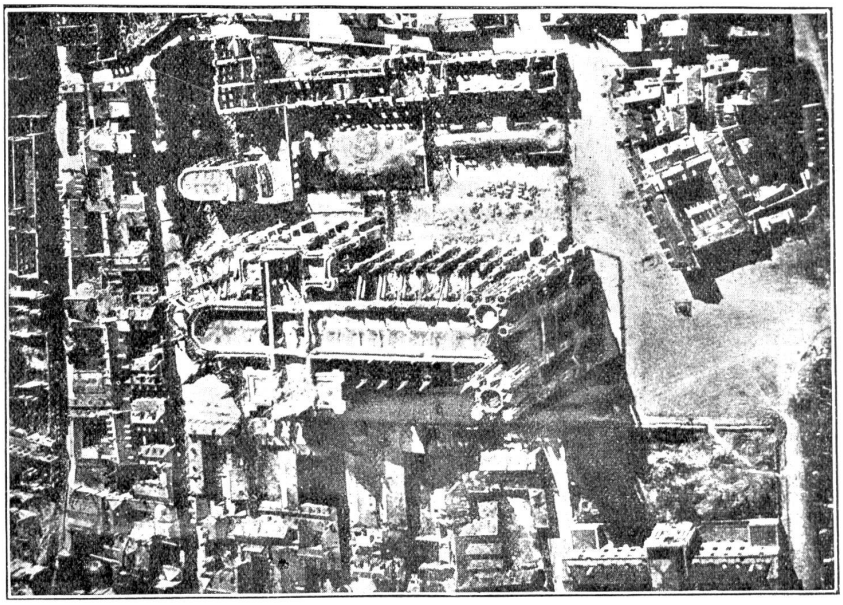
— Ende. —

Die Sicherung der Kunstdenkmäler im Kriege.

Nach einer französischen Schätzung, die noch vor der großen Verschiebung im Frühjahr 1917 geschah, waren allein an der Westfront schon 3500 Kirchen beschädigt oder zerstört. Heute dürften es noch einige Hundert mehr sein. Fliegerphotographien lassen die Landschaft, auf die das Trommelfeuer schwerer Granaten seit Jahren hämmert, wie eine Mondlandschaft erscheinen. In den Granattrichterfeldern heben sich deutlich weiße Flecken ab: das sind die Stellen, wo einst Dörfer gestanden; heute sind es Wüsteneien, jeder Stein zerklopft und in Stücke zermalmt. — Die zerstörten Weiler und Einzelhöfe zählen schon nach Zehntausenden. Gleicherweise sind Tausende von Hektaren Wälder abrasiert und durch Granaten umgepflügt worden, sind Felder, Weinberge, Gärten, Alleen zerstampft, zerwühlt, ausgerottet.

Kein Wunder, wenn angesichts dieser Tatsache die Nachrichten von zerstörten Kunstdenkmälern, von zerschossenen Kathedralen, Schlössern und Ratshäusern kaum mehr als Sensation empfunden werden. Die Gefühle der Zeitungsleser sind eben durch die Jahre dauernde Einwirkung der Kriegs- und Greuelnachrichten abgestumpft worden. Was in Friedenszeiten dem primitivsten Menschen als absurd und undenkbar erschien, daß ein Bauwerk, an dem Jahrhunderte und Tausende von Menschen gearbeitet, an dem Architekten, Künstler und Handwerksmeister mit stiller Liebe geschafft und gewerkt haben, daß eine Kathedrale wie die von Reims oder St. Quentin oder eine Tuchhalle von Ypern von Kanonenkugeln mit Willen und Wissen der Menschen zerstört oder beschädigt werden könnte, was vorher undenkbar erschien, ist heute zur fast selbstverständlichen Tatsache geworden und kann höchstens die Leute von ausgeprägtem Sinn für Kunst und Geschichte aufregen.

Wir begreifen die Menschen, die sich für den Schutz des Kunstwerkes nicht begeistern können, solange das Menschenleben noch nicht geschützt ist. Vor allem begreifen wir



Die Kathedrale von Reims in ihrem gegenwärtigen Zustande.